

83. JAHRGANG



ERSTES HEFT

THEOLOGISCH-PRAKТИSCHE QUARTALSCHRIFT

19



30

Suaviter disponit omnia.

Von Otto Cohausz S. J.

Neujahr! Wiederum stehen wir auf der Scheide zweier Welten. Hinsank die eine in Tiefen, aufsteht die andere, vom Morgenrot umleuchtet. Doch auch sie wird sinken. Was sind Erdenjahre anderes als Wellen im Weltenmeere aufsteigend und verschwindend! Was blieb von allen Völkern und Jahrhunderten? Was von allen Kriegen, Reichen, Weltereignissen? Ein ewiges Kommen und Gehen, ein unruhiges Drängen und Verschwinden! Nur einer zeigt sich groß: Gott. Er war mit dem ersten Jahre da, war mit jedem neugeborenen Jahre da und wird es mit dem letzten und nach dem letzten sein — er im Vergehen der allein Beständige, er im Wechsel aller Dinge der allein Unveränderliche! In allem seiend, von allem unberührt, in allem tätig und über allem in ungetrübter Majestät schwebend. „Initio tu, Domine, terram fundasti, et opera manuum tuarum sunt caeli. Ipsi peribunt, tu autem permanes, et omnes sicut vestimentum veterascent; et sicut opertorium mutabis eos et mutabuntur; tu autem idem ipse es, et anni tui non deficient“ (Ps. 101, 26—28).

Von seiner Warte aus trägt er in der Hand die Grenzen des Erdkreises, befeuert er die goldgepanzerten Sternenheere zu rasend schnellem Lauf, lässt er Meere rauschen, Stürme brausen, Donner rollen, Blitze zucken, Berge rauchen, schleudert er die Völker in buntem Wirbel durch-

einander, bestimmt er dem Weltgeschehen seine Pfade. Und wer, wer vermag seinen Ratschluß zu ändern oder seinem Arme zu widerstehen?

Und wir? Was ist unser Leben? „Wie Gras — frühmorgens sproßt es auf und wächst, am Abend sinkt es hin, verwelkt, verdorrt. Fürwahr, vor deinem Zorne schwinden wir dahin“ (Ps. 89, 6. 7). Beschämt, von Ehrfurcht durchzuckt, beugen wir vor solcher Hoheit unsre Stirn bis in den Staub und beten: Regi saeculorum immortalis et invisibili soli Deo honor et gloria in saecula saeculorum (1 Tit 1, 17).

Ja, „furchtbare Majestät wohnt um Gott“, und kaum je wird das Gefühl unserer Ohnmacht gegenüber Gott und das der wehrlosen Hingegebenheit an ihn so lebendig wie beim Wechsel zweier Jahre. Erbeben möchten wir ob des rex tremendae majestatis, erbeben auch ob seines unaufhaltbaren Weltenwaltens. Doch da kommt unserer Herzensnot Gott selbst zu Hilfe. Er schlägt den Schleier, der sein Antlitz verhüllt, zurück und anstatt des rex tremendae majestatis erblicken wir die suavitas. — „Suavis est Dominus“ (Ps. 99, 5) — „Suavis Dominus universis“ (Ps. 144, 9) — „Gustate et videte, quoniam suavis est Dominus“ (Ps. 33, 9) — „O quam bonus et suavis est, Domine, spiritus tuus in omnibus“ (Weish 12, 1). So selbst es zu beteuern, wird Gott nicht müde, es laut in die Welt zu rufen, jene nicht, die aus dem Born seiner Süße tranken.

I.

Suavis ist er selbst. Wie? Sehen wir in der suavitas nicht die höchste Reife des abgeklärten Heiligen, und Gott sollte sie nicht in höchstem Maße besitzen? Bezeugt er nicht, daß er Licht ohne jede Finsternis und die Liebe selber sei? Ist die suavitas nun nicht des Lichthes schönstes Licht und der Liebe duftigste Blüte?

Wie Gott nun selber die suavitas ist, so durchströmt und trägt diese auch all sein Wirken und seine ganze Weltregierung. „Attingit a fine usque ad finem fortiter et disponit omnia suaviter“ (Weish 8, 1). Unbeugsam hält

er die Zügel der Weltregierung in der Hand, die Gesetze aufrecht, drängt er auf ihre Ausführung, verfolgt er seine großen Ziele, weiß er auch zu drohen und zu strafen. Doch alles ist durchpulst von der Milde. Widerstände, Hemmnisse erzürnen ihn nicht; Fehlschläge, selbst Sünden entmutigen ihn nicht. Mögen ganze Völker von ihm zu den Götzen abfallen, sich im Kampfe zerfleischen, ganze Kulturen wieder untergehen, er bewahrt seine Ruhe, weil doch alles seinem Plan sich fügt.

Nehmen wir noch die ungezählten Stellen, an denen es heißt: quoniam bonus est — bonus est Dominus und ähnliche hinzu, so sehen wir: kaum etwas liegt Gott so am Herzen, als uns seiner suavitas zu versichern. Weiß er doch zu gut, wie not uns diese Ansicht von ihm tut und wie schwer es ist, sie bei aller erdrückenden Hoheit, die ihn umgibt, zu gewinnen.

Aber auf Worte beschränkte er sich nicht. Da noch immer der Schreck vor ihm das Zutrauen zu ihm überwog, wollte er uns seine wahre Gesinnung im Anschauungsunterricht vor Augen führen. Wie er in seinem verborgenen Innern gesinnt ist, das sollte uns sein menschgewordener Sohn in greifbarer Gestalt außen zeigen, und als der erschien, wußte der Apostel kein treffenderes Wort für sein ganzes Auftreten zu finden, als dieses: Apparuit benignitas et humanitas salvatoris nostri.

Suavis — das also ist der Grundzug Gottes. Nicht als Unwetter steht der Ewige vor uns, nicht als Unheilbrütender, sondern als Lichtwesen, durchweht von Milde und Süße; und verstehen können wir es, wenn von seinem Erscheinen der Prophet voraussagt: „Zu jener Zeit werden die Berge Süßigkeit träufeln und die Hügel von Milch fließen“ (Joel 3, 18).

In der Tat durchweht milder und lieblicher Geist auch sein ganzes Wirken. „Attingit a fine usque ad finem fortiter et disponit omnia suaviter“ (Weish 8, 1). Ein Doppeltes ist hier ausgesprochen: attingit a fine usque ad finem *fortiter*. Als Allgebieter steht Gott über dem ganzen Weltgeschehen. Nichts, auch nicht das Kleinste

entzieht sich seiner Gewalt. Was da lebt und webt in den Sternenwelten und auf Erden, was da kommt und geht vom ersten Jahrtausend bis zum letzten, er schaut es, umschließt es, beherrscht es. „*Quia in manu eius sunt omnes fines terrae, et altitudines montium ipse conspicit*“ (Ps. 94, 4). Attingit a fine usque ad finem! Und das fortiter! Unbeugsam, fest behält er die Zügel der Weltregierung in der Hand. Seinen Plan im Auge, seine Gesetze vor sich, verfolgt er sein Ziel, diktiert er seinen Willen und verleiht ihm nötigenfalls mit Warnung, Drohung und Strafe Nachdruck, und doch ist es nicht grimmiges Ungestüm, sondern die lichte, milde Weisheit, die als Lenkerin den Wagen der Vorsehung durch das Weltall fährt.

Sie stand bereits am Anfange damals, als die Schöpfung noch in der Nacht des Nichts schlummerte. Sie war es, die mit einem Wort Himmel und Erde ins Dasein rief; denn nicht etwa nur aus Freude am Herrschen oder aus Besitzgier, sondern *ad manifestandam et communicandam suam bonitatem utramque de nihilo condidit creaturam!* (Conc. Vatic.) *Satis est christiano credere, rerum creandarum causam nonnisi bonitatem credere creatoris* (Aug. Ench. c. 9).

Und wie die *suavitas Dei* es war, die die Welt rief, so war sie es auch, die ihr Urteil über die geschaffene Welt abgab. Wohl war das Werk wie alles Geschöpfliche beschränkt, wohl barg es Zerfallskräfte in seinem trächtigen Schoß, wohl sah Gott bereits die glühende und zischende Lava der Sünde, Greuel und Leiden aus ihr hervorbrechen, und doch: „Gott sah alles, was er gemacht hatte, und es war sehr gut“ (1 Mos 1, 31). Weit entfernt, sein Werk voll Pessimismus in Grund und Boden zu verdammen, schaut er es trotz aller Mängel in hoffnungsvollem Licht und umsonst es mit dem Urteil verstehender, gütiger Milde.

Wie die *suavitas* das Wort der Weltschöpfung hauchte, so bestimmt sie ihr auch ein beglückendes Ziel. „Gott hat nicht Freude am Untergang der Lebenden. Er

hat ja alles zum Sein geschaffen“ (Weish 1, 13 f.). Sein, Leben, Erblühen, Aufsteigen von Höhe zu Höhe bis hin zum ewig Seienden, Teilnahme an seinem Glück — das war es, was Gott bei der Schöpfung vorschwebte, was die suavitas ihm einraunte.

Und wie er sich von ihr beim ersten Schaffen der Welt leiten ließ, so auch bei ihrer weiteren Entwicklung. Als ein Chaos trat sie ins Dasein, als ein wogendes, finsternes Urmeer. Doch Gott schied Finsternis vom Licht, Land vom Wasser, die Feste droben von derjenigen darunter. Gewaltige Kräfte waren am Werk, und doch vollzog sich alles in Ordnung und Ruhe. In Ordnung und Ruhe schreiten seitdem die Himmelskörper einher, die Jahreszeiten durch das All, bewahren Berge und Meere ihren Platz, sprossen, blühen und vergehen Saaten, Wiesen und Wälder. Ungeheure Arbeit von Milliarden von Kräften wird geleistet, Verwicklungen, scheinbar unentwirrbarer Art, ballen sich ineinander, und doch, durch alles schreitet fest und sicher, aber doch sanft und friedlich, der Plan Gottes seinem Ziele entgegen: „*Omnia in mensura et numero et pondere disposuisti*“ (Weish 11, 21).

Suavis zeigt Gott sich noch mehr in der Leitung des Menschen. Als Freien schuf er ihn, nicht wie die Naturdinge an unabwendbare Bahnen gebunden. Frei soll er sich für seinen Gott entscheiden, nicht als Sklave; anstatt von Zwang vom gütigen Wort, von der Vernunft und Liebe allein bewogen. Wohl sieht Gott Mißbrauch voraus, wohl Trotz und Widerstand, Durchkreuzung seiner Pläne und doch, die Freiheit tastet er nicht an, zollt ihr fast Ehrfurcht. Nichts scheut er bei der Leitung des Menschen Geschlechts mehr als den Zwang, als die Art des Sklavenreibers. Vatergüte, Weite, Hochachtung vor der Selbstbestimmung bilden vielmehr den Grundton seiner Erziehung. Suaviter disponit omnia.

Darum setzte er den Menschen auch nicht auf eine öde Insel, sondern in einen mit herrlichen Fruchtbäumen angefüllten Wonnegarten, und anstatt ihm nur das Allernotwendigste zu gönnen, erlaubt er ihm von allen Bäumen

zu essen, ausgenommen nur von dem der Sünde. Seine Kinder sollen es bei ihm gut haben. Deshalb legt er ihnen auch nur mäßige Pflichten und leicht vollführbare Beschäftigungen auf. Er bindet nicht immer neue Bündel für die Schultern der Menschen wie später die Schriftgelehrten, treibt nicht mit der Sklavenpeitsche zu unerträgarem Frondienst wie die Vögte Ägyptens an, noch weniger führt er das Taylor-System oder die Arbeit am laufenden Band ein. Maßnahmen, die dem Arbeiter den letzten Schweißtropfen und die letzten Handgriffe auspressen. Nach seinem Plane soll die ganze Welt- und Menschheitsentwicklung sich in gemäßigtem Tempo und in Frieden abrollen und von der milden Sonne der suavitas beleuchtet sein.

Doch tückische Mächte durchkreuzen seine ersten Pläne. Der unheilschwangere Schoß der Tiefe bricht auf. Düsterer Rauch quillt hervor, Giftstrom und Vulkanfeuer. Auflehnung, Irrtum, Lasterbrut, Abfall und Götzenfrevel zerstören das Paradies und dehnen sich aus über Länder und Völker. Die Welt, ein wogendes Greuelmeer, erscheint in Nacht getaucht. Wandelt sich nun die Güte in Härte? Die Freundschaft in Bruch? Die frohe Hoffnung in verzweifelnde Preisgabe? Auch da vernehmen wir das Wort: „Du liebst alles, was ist, und hassest nichts von dem, was du erschaffen hast; denn du hast nichts im Hasse angeordnet oder erschaffen“ (Weish 11, 25). Noch da bleibt Gott seiner Liebe und seinem ursprünglichen Plane der Völkerbeglückung treu. „Er hat ja alles zum Sein geschaffen und heilbar machte er alle Arten des Erdkreises, verderbliches Gift ist nicht in ihnen, noch ist die Herrschaft der Unterwelt auf Erden“ (Weish 1, 14). Noch da zieht er die Sonne seines Wohltuns nicht zurück, sondern lässt sie täglich neu aufgehen, auch über seine Gegner. Ja, „du erbarmst dich aller, weil du alles vermagst, und siehst hinweg über die Sünden der Menschen um der Buße willen“ (Weish 11, 24). Unermüdlich sinnt er auf Rettung, mahnt, warnt und erträgt er, sogar da, wo Menschenbosheit ihn zur Strafe zwingt.

Nicht aber, als ob er zu jeder Sünde schwiege! O nein! Er mahnt, warnt, droht, schlägt auch mit der Rute darein, aber immer wieder versüßt er alle Rüge mit der Aussicht auf Versöhnung. Wie erschreckend weist er bei Isaías die Opfer und Feste Israels ab, erklärt er all sein Beten, solange es bei seiner Sünde bleibe, für unnütz, und doch fügt er hinzu: „Waschet euch, reiniget euch, schaffet die Bosheit eurer Anschläge aus meinen Augen; lasset ab, verkehrt zu handeln! Lernet Gutes tun, trachtet nach dem, was recht ist, kommet den Unterdrückten zu Hilfe, verschaffet der Waise ihr Recht, verteidiget die Witwe! Alsdann kommet und . . . wenn eure Sünden wie Scharlach sind, sollen sie doch weiß werden wie Schnee“ (Is 1, 16—18). Wie ernst stellt er Ephraim zur Rede und doch, wie gütige Wendung nimmt sein Wort, da dieser in sich geht. „Ist nicht Ephraim mir ein Sohn, den ich ehren will, ist er nicht ein Kind der Wonne, daß ich, seit ich wider ihn geredet habe, doch immer sein gedenke? Darum ist mein Inneres um ihn erregt, ja, ich will mich seiner erbarmen, spricht der Herr“ (Jer 31, 20). Wie erschütternd klingt seine Drohung über den sündigen Stamm Davids: „Wenn aber seine Söhne mein Gesetz verlassen, wenn sie nicht wandeln mehr nach meinem Recht; wenn sie entweihen meine Satzung und nicht beachten mein Gebot, dann will ich mit der Rute ihre Untat ahnden, mit Geißelstreichen ihre Sünden“ (Ps. 88, 31—33). Und doch muß er wieder versichern: „Aber meine Gnade will ich ihm nicht ganz entziehen, noch jemals meine Treue brechen“ (Ps. 88, 34). Er schlägt, um zu heilen. „Daher züchtigst du diejenigen, die fehlen, nicht nach Verdienst, weisest sie über das, wodurch sie sich versündigt haben, mahnend zurecht, damit sie von der Bosheit ablassen und an dich glauben, o Herr“ (Weish 12, 2). Von dieser suavitas ganz betroffen, bekennt der Verfasser des Makkabäerbuches in Betreff des Unglücks seines Volkes: „Ich bitte nun jene, welche dieses Buch lesen, nicht zu erschrecken über die Unglücksfälle, sondern zu bedenken, daß diese Vorfälle nicht zum Verderben, sondern zur Züchtigung unseres

Volkes dienen. Denn daß den Sündern nicht lange Zeit gewährt wird, nach ihren Gelüsten zu tun, sondern bald Ahndung über sie verhängt wird, ist ein Zeichen großer Huld. Denn nicht so, wie der Herr bei andern Völkern langmütig zuwartet, um sie, wenn der Tag des Gerichtes gekommen, nach der Vollzahl ihrer Sünden zu strafen, hat er auch für uns beschlossen, erst Rache an uns zu üben, wenn unsere Sünden aufs höchste gestiegen. Daher entzieht er uns nie seine Barmherzigkeit, und wenn er auch sein Volk mit Unglück straft, verläßt er es doch nicht“ (2 Mk 6, 12—16).

Immer wartet im Hintergrunde der Züchtigung die rettende Liebe „dissimulans peccata hominem propter poenitentiam“ (Weish 11, 24).

Doch auch, wo er endlich zur Verwerfung gezwungen ist, bleibt sein Strafgericht mit Milde verbunden. Lange schiebt er es meistens hinaus. Von den Ureinwohnern Kanaans heißt es: „Sie waren von Anbeginn an ein verfluchtes Geschlecht.“ — „Allein auch jener schontest du, weil sie Menschen waren und entsandtest als Vorläufer deines Heeres die Hornisse, um sie nach und nach auszurotten. Nicht als wärest du nicht so mächtig gewesen, die Gottlosen im Kampfe den Gerechten zu unterwerfen oder sie durch wilde Tiere oder durch ein hartes Wort auf einmal zu vertilgen, sondern um nach und nach das Gericht zu vollziehen, gewährtest du Raum zur Buße“ (Weish 12, 8—10). Ähnlich heißt es von den ägyptischen Drängern Israels: „Aber auch ohne alles dies hätten sie durch einen einzigen Hauch getötet werden können, verfolgt von ihren eigenen Taten und zerstreut durch den Hauch deiner Macht; doch du hast alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet“ (Weish 11, 21). Und trifft dann endlich die Strafe ein, muß doch noch der Gestrafte ausrufen: „Er handelt nicht mit uns nach unsren Sünden, vergilt uns nicht nach unsren Missetaten“ (Ps. 102, 10). Weit leichter noch wiegt die Waagschale der Strafe als die der Schuld.

Aber weit Besseres noch ersann die suavitas Dei, sich genug zu tun. In Fleischeslust erstickt die Welt, und Gott sendet ihr Noe; aufbäumt sich Israel gegen Gott, und er schenkt ihm die Propheten; aufsteigt bis zum Himmel der Völker Trotz und Sünde, der Erdkreis hält den Atem an, von oben her erwartend Blitz und Donner, und die Wolken öffnen sich und herabsteigt ein Kind des Segens. Und das wird nun durch die Länder schreiten versöhnend, erlösend und mit Gott verbindend. „Denn so sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingegeben hat“ (Joh 3, 16). Konnte die suavitas Dei sich noch deutlicher bekunden und noch herrlichere Siege feiern?

Harmonisch fügt sich Gottes Leitung und Erziehung des Menschengeschlechts in das Gesamte seiner Weltregierung hinein. Er steht über den Kräften der Welt, hält sie am Zügel und drängt sie ihrem Endzweck zu. Immer sinnend, immer tätig und doch ohne jeden Anflug von Hast und Unruhe. Den Saaten gönnst er Zeit zum Wachsen, den Feldern langen Winterschlaf zum Ausruhen, den Einzelmenschen und Völkern Zeit zu ihrer Entfaltung. Er schüttet mit vollen Händen die Samenkörner auf die Erde herab, deckt sie mit Erdreich zu, gebietet seinen Wolken sie zu netzen, seiner Sonne sie zu erwärmen und wartet in Geduld ab, was da sprieße und wann es sprieße. Nichts wird übereilt, nichts mit Gewalt zum vorzeitigen Reifen gedrängt. Jahrtausende seufzen unter dem Fluche der Unerlösung, den Propheten wird es zu lang, bis der Erlöser erscheint. Sie beschwören die Erde, ihn sprossen zu lassen, die Wolken, ihn herabzuregen. Doch erst in den festgesetzten Tagen des Tiberius „erging der Ruf Gottes an Johannes, den Sohn des Zacharias, in der Wüste“ (Lk 3, 2), und erst, „als die Fülle der Zeiten gekommen war, sandte Gott seinen Sohn“ (Gal 4, 4). Kein Anwachsen des Heidentums, kein noch so heißes, ungestümes Flehen des auserwählten Volkes vermochten es, den Zeiger seiner Weltenuhr vorzurücken oder das Tempo des Weltgeschehens zu beschleunigen.

Vor ihm hat alles seine Zeit. Auch das Aufsprossen und Aufblühen seines Reiches, auch die Sammlung der Völker um seine Fahne, auch das Werden und Wachsen der Heiligkeit, auch die endgültige Befreiung von Sünde und Leidenschaft und auch der Sieg der Gerechtigkeit und Wahrheit. Bevor diese Zeitenstunde schlägt, vermag keine Gewalt ihn aus seiner Zurückhaltung heraus oder in Aufregung zu bringen. Er versteht zu warten und, von Ungeistum umdrängt, sich in Ruhe zu bewahren. Selbst vom Unkraut, das kurzsichtige Knechte glauben, nicht schnell genug ausrotten zu können, gilt sein Wort: „Lasset es wachsen bis zur Ernte“ (Mt 13, 30).

An Widerständen und scheinbaren Mißerfolgen fehlt es ihm nicht. Menschentrotz erhebt sein Haupt, schwarzer Sündenmorast überzieht seine schönsten Gebilde, in offenbarem Aufruhr bedrängt die Hölle sein Reich; bald werden Länder dem Glauben gewonnen, bald ihm geraubt; Kulturen streben kraftvoll empor und werden von rohen Händen zerschlagen; Völker blühen herrlich auf und zerfleischen sich dann in blutigem Kampf; Leben dringt millionenfach jährlich ans Licht und sproßt, steht es aber da in voller Kraft, weidet der Tod es ab, und in öde Steppe wandelt sich das volkreiche Gefilde. Überall Sturm, Drang, Unruhe, Welken, Zerfall, ein beständiges Werden und Vergehen, ein fortwährender Aufstieg und Niedergang! Menschen schauen bangend zu, werden irre an Gottes Werk und Erfolg. Doch der steht ruhig im Getümmel da, Deus in medio ejus, die Hand fest am Steuer, das Weltschiff friedlich durch die Brandung lenkend. Attingit a fine usque ad finem fortiter et disponit omnia suaviter. Wer fühlt, das schauend, nicht auch in sich den Ruf erwachen: „O quam bonus et quam suavis est Domine, spiritus tuus in omnibus“ (Weish 12, 1)!

II.

Als erste Folgerung ergibt sich daraus, daß wir Gott viel mehr von dieser Seite betrachten und unser ganzes persönliches Verhältnis zu ihm darauf aufbauen müssen.

Nicht selten stellt sich auch der Priester Gott nur als erschreckenden Allgebieter vor, als Donner und Blitz, als eine Art von Fronvogt, der die drückendsten Lasten auflegt, die kleinsten Fehler aufs strengste richtet und bestraft und kalt und herzlos die Völker zur Ausführung seiner Ziele antreibt und benützt. Gerade in unserer Zeit will solche Anschauung sich infolge der vielen Unwetter noch leichter festsetzen als gewöhnlich. Neue Nahrung zieht sie gern aus persönlichen Fehlern. Die Folge der Sünde ist Angst vor Gott. Er, bis dahin wie die lichte Sonne am blauen Himmel vor uns schwebend, erscheint jetzt als düsteres Gewitter, jeden Augenblick zum Dreinsschlagen bereit. Doch: „Du zeigst denen deine Macht, die an deine Allmacht nicht glauben, und ahndest an denen, welche von dir nichts wissen wollen, ihre Vermessenheit. Du richtest aber, o Herrscher der Stärke, mit Sanftmut und regierst *uns mit großer Nachsicht* . . . und erwecktest in deinen *Kindern* die frohe *Hoffnung*, daß du, wiewohl Richter, Gelegenheit zur Buße bei den Sünden gewährst. Denn wenn du die, welche Feinde deiner Diener und des Todes schuldig waren, mit so großer Langmut straftest, daß du ihnen Zeit und Gelegenheit gabst, von ihrer Bosheit abzustehen: mit wie großer Sorgfalt richtest du nicht da deine Söhne“ (Weish 12, 17—21)!

Das alles geschieht, „damit wir deiner Güte gedenken, wenn wir richten, und wenn wir gerichtet werden, auf deine Barmherzigkeit hoffen“ (Weish 12, 22). Selbst also mehr Zutrauen zu Gott haben, ihn mehr von seiner lieblichen Seite her betrachten und darlegen — das ist die erste Folgerung, die wir zu ziehen haben.

In dem zuletzt angeführten Schriftworte ist aber bereits ein anderes angedeutet: „Damit wir deiner Güte gedenken, wenn wir richten“ (Weish 12, 22). Das also besagt, daß auch wir uns selbst bei aller Kraft mit dem Geiste der suavitas erfüllen und ihn zum Lenker unserer ganzen Seelsorgtätigkeit machen sollen.

Besitzen wir ihn? Ist Milde, Gelassenheit die Grundstimmung unserer Seele? Oder wohnt darin Herbheit,

Unrast, Hast, Strenge, Gewalt, Zorn, Bitterkeit, Ärger ob der Verderbtheit der Welt, des Anwachsens von Unglauben und Sittenlosigkeit, des Kampfes gegen die Kirche, der traurigen politischen und wirtschaftlichen Lage, ob der eigenen Fehler, Charakterschwächen, des mangelnden eigenen Fortschritts und Erfolges, düstere Verzagtheit ob der Zukunft des Reiches Gottes, vielleicht sogar Unlust am ganzen Beruf? Ja, darinnen weht oft kalter Nordwind, nicht milde Frühlingsluft, da ist oft Sturmesternacht, nicht linder Abendfriede.

Herb sind darum auch oft der Gesichtsausdruck, die Mienen und Gesten, herb die Urteile. Bildet man sich seine Gedanken über das Volk, manche Glieder der Gemeinde, Konfratres, entgegenstehende Richtungen, Gruppen, besonders über Personen und Gemeinschaften, die einem Widerstand leisten, taucht man sie in die suavitas hinein oder nicht in Galle? Sind es Gedanken des Friedens, die man denkt oder nicht des Unheils? Weiß man zu entschuldigen, zu verstehen, oder lehnt man sich von seinem erregten Gemüt nicht noch ein Vergrößerungsglas? Und spricht man sein Urteil mündlich oder schriftlich aus in Zirkeln, Zeitschriften, triefen da Zunge und Feder nicht auch oft genug nicht vom Honig der suavitas, sondern vom Essig der Unliebe? Oft, ohne daß sich Sprecher oder Schreiber dessen bewußt werden?

Beseelt die suavitas das ganze Benehmen; im eigenen Haus, in der Sakristei, in der Kirche? Auch dann, wenn auf dem Schreibtisch etwas in Unordnung, in der Sakristei etwas verstellt, die Schar der Meßbuben etwas laut war? Dann im Verein? In Vorstandssitzungen? Bei Diskussionen? In der Schule? Im Beichtstuhl? Zumal dann, wenn schwierige Charaktere uns begegnen? Was die Predigt anbelangt, ist es da immer die suavitas, der Drang zu helfen, zu geben, aufzurichten, Öl und Wein in die Wunden zu gießen, der sie inspiriert? Ist es Güte, Liebe, die alle ihre Worte innerlich durchwärmten, oder wird sie vielleicht aus Ärger heraus geboren, aus Unmut, aus der Lust, zu rügen, den Leuten gründlich die Wahrheit zu sagen,

aus der Freude, seinem Herzen einmal Luft zu machen? Und rauscht sie dann dementsprechend mehr wie ein fauchender, unheimlich zischender Lavastrom dahin, denn als ruhiger, segnender Fluß? Kann man ferner von unserer gesamten Seelsorge sagen: disponit omnia suaviter? Oder vollzieht sich nicht vieles mit zu viel Hast, Ungeduld, Unruhe?

Und dann noch: Welche Stimmungen und Herzenergüsse weckt die ganze Weltlage? Ist es die suavitas Dei? Oder Unmut und Sorge?

Dennoch müssen wir die suavitas uns aneignen. Sie ist der Geist Gottes, ihr Gegenteil der Geist der Tiefe, wenn er sich auch unter frommer Maske wie apostolischer Eifer, soziale Fürsorge, Zurückeroberung der modernen Welt, Reinerhaltung des Glaubens, echte Aszese empfiehlt. „Wer von euch ist weise und verständig? Der zeige in sanftmütiger Weisheit, durch guten Wandel, was er leisten kann. Wenn ihr aber herbe Eifersucht und Rechthaberei in eurem Herzen hegt, so rühmt euch nicht lügnerisch wider die Wahrheit. Das ist nicht die Weisheit, die von oben kommt, sondern eine irdische, sinnliche, teuflische. Denn wo Eifersucht und Rechthaberei herrschen, da ist Unordnung und jegliche Verkehrtheit. Die Weisheit, die von oben kommt, ist vor allen Dingen lauter, dann friedfertig, milde, folgsam (dem Guten zugänglich), voll Erbarmen und guter Früchte, unparteiisch und ohne Heuchelei. Frucht der Gerechtigkeit erwächst in Frieden denen, die Frieden halten“ Jak 3, 13—18).

Die suavitas macht uns selbst frei und froh, während die Herbheit und Ungeduld uns einschnürt. Sie schützt uns vor vielen Fehlern, lehrt uns, uns selbst besitzen, lässt uns lauschen auf die in uns redende Stimme des Heiligen Geistes, die in innerer Unruhe verhallt, gleichsam wie Glockengeläute im Abendsturm. Sie bringt wie lindes Frühlingswehen alle Tugendknospen zur Entfaltung, indes die Herbheit wie der Winter sie vereist. Und sehnen wir uns nach Gottvertrautheit — nur im inneren Frieden wird sie gewonnen, denn „Gott war nicht im Sturme,

sondern im Säuseln des Windes“. Die suavitas erhält unsere Arbeitsfreude und Kraft; Herbheit zerstört sie. Sie schenkt uns Erfolge; sie zieht an, besänftigt die Leidenschaften, gewinnt für Gott. Sagte doch einmal ein Mann nach einer Unterredung mit dem heiligen Franz von Sales: „Wie gut muß Gott sein, da sein Diener schon von Güte überfließt!“ Viel lieber tanzen die Leute nach den einschmeichelnden Klängen der Geige als nach dem Stock. Und noch immer bleibt es wahr, daß man mit einem Tropfen Honig mehr Fliegen fängt als mit einem ganzen Faß voll Essig und — daß die Sanften das Erdreich erobern. Lernten wir denn selbst nicht manche ehrwürdige Priestergreise und Mönche mit verklärtem, schneegekröntem Antlitz, mit gütigen Augen und verstehendem, mild urteilendem Herzen kennen, und war es uns in ihrer Gegenwart nicht wohler als in der Gesellschaft „strenger Aszeten“ mit gebieterischem Blick und düster rügendem Wort? Und begaben wir uns von ersteren nicht gottliebender, lichter und beglückter fort als von letzteren, deren ätzende Pfeile noch lange im Herzen nachbohrten und es mit Bitterkeit erfüllten?

III.

Wie nun eignen wir uns die suavitas an? Verstopfen wir zunächst die Quellen der Herbheit! Das können angeborene Charakteranlagen sein. „Himmelhoch jauchzend“ pflegt mancher Sanguiniker Menschen und Dinge im rosigsten Lichte zu schauen, „zu Tode betrübt“ sie aber bei der ersten Enttäuschung nun schwarz in Schwarz zu malen und die Geduld zu verlieren. Doch gewinnt er bald seinen Optimismus wieder. Schwerer wird die Verwicklung beim Choleriker. Als Mann der Tat, hochstrebend, sein Ganzes an sein Ziel setzend, neigt er dazu, nur seine Sache für die allein richtige zu halten, sie mit Hast und Ungestüm zu verfolgen; und gelingt das Werk im ersten Ansturm nicht, stellen sich Widerstände entgegen, da braust er auf, wird heftig, schroff in Urteil und Wort und gewalttätig im Werk. Die suavitas ist dahin! Der Melan-

choliker, weicher, nicht so tatendurstig wie jener, krankt weniger an seinem Sturm und Drang, aber eine gedrückte Stimmung herrscht vor und schärft sein Auge für die Schattenseiten des Lebens und seines Wirkens. Alle Mißerfolge und Übelstände in seinem Leben, in Welt und Kirche, weiß er peinlich genau aufzuzählen; die Lichtseiten übersieht er. Schon an geringen Erlebnissen reibt sich seine Seele wund; sie drohen ihr den Mut zu nehmen und sie ins Schneckenhaus der Untätigkeit zu treiben. Kommen nun gar noch größere Hemmnisse, da ist sein Urteil: „Alles verloren und umsonst!“ fertig, und je nachdem verfällt er schlaffer, düsterer Elegie, oder ist er stärker geartet, bitterer Welt- und Menschenverachtung und herbem Unmut. So hat sich auch bei ihm die suavitas, zu der er gute Anlagen besaß, in ihr Gegenteil verkehrt.

Temperament und das Nichtfertigwerden mit unangenehmen Erlebnissen sind also die ersten Feinde der suavitas. Dann aber auch die moderne Hast, das heutige Arbeitstempo, die immer neu erwachsenden Aufgaben. Unmöglich wird es sein, uns ihrem Wirbel ganz zu entziehen. Aber lassen wir uns doch nicht mehr als nötig von ihm erfassen? Ja, liebäugeln wir nicht oft mit ihm? Man sehe sich doch das Schaffen mancher an! Immer Übernahme neuer Arbeiten zu den alten. Nichts sieht man andere tun, das man nicht auch selbst sofort unternehmen muß. Betrieb und wieder Betrieb! Immer in Hast, immer mit Atmosphärendruck bis zum Platzen gefüllt. Und geschähe es noch wenigstens immer aus reinem Eifer für die Ehre Gottes! Fern liegt es, das bei vielen apostolischen Männern zu bezweifeln, aber geschieht nicht viel Betrieb fast nur des Betriebes halber? Aus Lust am Betrieb? Aus reiner Nachahmungssucht? Aus rein natürlichem Betätigungsdrang? Aus der Unmöglichkeit, sich von andern übertreffen, andere tun zu lassen, was man nicht auch selber tut?

Fremd sei uns jede Art von Schläfrigkeit und Gemächlichkeit, aber ebenso wahr bleibt das Wort: „Sohn! Sei nicht vielgeschäftig; wenn du dich mit vielem abgibst,

wirst du nicht von Schuld frei bleiben“ (Sir 11, 10). Muß denn jeder alles tun? Gibt es nicht auch im Reiche Gottes eine Arbeitsteilung? „Die einen bestimmte Gott in der Kirche zu Aposteln, andere zu Propheten, wieder andere zu Lehrern, ferner für Wundertaten, für Krankenheilungen, für Hilfeleistungen, für Ämter“ (1 Kor 12, 28). Lernen wir daher, uns bescheiden! Jeder bearbeite das ihm im Weinberg angewiesene Fleckchen und sei zufrieden mit der ihm gegebenen Art! Dann nicht immer hasten, auch einmal rasten! Und glauben wir doch nicht, durch unsere Betriebhaftigkeit den Erfolg erzwingen zu können, zumal dann nicht, wenn sie die Quellen des inneren Lebens austrocknet! „Mancher arbeitet ohne Gott mühsam, unermüdlich und läßt sich's sauer werden, aber er wird nur um so weniger reich. Ein anderer ist schwach . . . doch das Auge Gottes schaut gütig auf ihn herab, und er richtet ihn auf aus seiner Niedrigkeit und erhöht sein Haupt“ (Sir 11, 11—13). Ein Wort, das so manche Heilige, die mehr Wert auf ruhige Gottverbundenheit als auf geräuschvolles äußeres Tun legten, glänzend bestätigten.

Viel Schuld an der modernen Seelsorgsunruhe tragen auch manche Sprecher auf Tagungen und in Zeitschriften. Kaum etwas von dem Althergebrachten findet in ihren Augen noch Gnade. Da muß alles geändert werden. Kein erhebendes Wort, nur Kritik und ein wild durcheinander wirbelnder Wust von neuen Ideen, Vorschlägen, Problemen. Die Folgen? Mißgestimmt, trostlos geht man nach Hause oder legt man das Blatt aus der Hand. Ohne Zweifel ist eine gesunde Kritik, sind Besserungsvorschläge notwendig; aber hier überschreitet die Kritik oft alles Maß und scheint es fast, als werde sie ausgeübt nur aus Freude an der Kritik, um seinem Nörgelgeist ein Flußbett zu schaffen. Doch aufbauend wirkt das nicht. Gott ist ein Gott des Friedens, nicht der Unruhe. Auch glaubt er nicht, täglich neue Methoden erfinden zu müssen. Manche Einrichtung ändert er, manch neue ruft er durch den Heiligen Geist ins Leben, gewiß, aber immer wieder schafft er die gewohnten Pflanzen-, Tier- und Menschen-

arten, unterwirft er sie den altgewohnten Lebensvorgängen; und die alten Naturgesetze und die eine Kirche, das eine depositum fidei genügen ihm für alle Zeit zur Ausführung seiner Pläne. Und davon läßt er sich auch durch die vielen Mängel in der Welt nicht abbringen. Er will ja gar nicht diese Welt zu einer fehlerfreien machen. Würden wir darum auch alle neuen Vorschläge und Methoden ausgeführt haben, die Welt würde doch das alte Gemisch von Wahrheit und Irrtum, Tugend und Laster zeigen. „Der alte Mensch kehrt ewig wieder“ (Nietzsche). Nehmen wir es daher bei allem Eifer etwas ruhiger mit den vielen neuen Vorschlägen und Methoden! Unerfahrene Jugend mag sich davon einen ganz neuen Tag versprechen, der Ergraute jedoch, der in seinem Leben schon so viele neue Methoden kommen und doch das alte Unkraut wiederkehren sah, sieht kühler dem Getriebe zu, wenn er sich auch sicherlich dem wirklich Brauchbaren nicht verschließt.

Viel Herbheit entspringt sodann daraus, daß wir die Dinge von unserem kleinemenschlichen Standpunkte auf-fassen und, von falschem Affekt geleitet, unser Ich zu weit und vorlaut in das Getriebe der göttlichen Vorsehung vorschieben.

Wir wollen mehr erreichen, als Gott will. Alle Sünden sollen schwinden, alle sozialen Übelstände, alle Armut, alles Proletariat; es soll keinen Unglauben mehr geben, keinen Abfall vom Christentum; alle soll die Kirche gewinnen, alle Klassen und Völker im Frieden vereinen, die ganze Menschheit zu Engeln und diese ganze Welt zu einem neuen Paradiese umwandeln. Aber wo hat Christus solches versprochen? Hat er selbst allen Hunger seiner Zeit, alle Blindheit, allen Aussatz, alle Armut, alle Bedrückung, alle Sünde aus der Welt geschafft? Oder solches wenigstens für spätere Zeiten in Aussicht gestellt? Nie! Erst nach dem Weltbrand kommt „eine neue Erde, wo die Gerechtigkeit wohnt“ (2 Petr 3, 13). Erst von der Welt der Seligen wird gesagt: „Sie werden nicht mehr hungern und nicht mehr dürsten; Sonnenglut und Hitze wird nicht mehr auf sie fallen“ (Off 7, 15). „Jegliche Träne

wird er von ihren Augen wischen. Es wird keinen Tod mehr geben, kein Leid, keine Klage, keinen Schmerz; denn das Frühere ist vergangen“ (Off 21, 4). Hier soll Drang, Leid, Begierlichkeit, Versuchung bleiben, hier die Schöpfung weiter in Wehen liegen und seufzen; ihre Verklärung kommt erst später (Röm 8, 20—23). Das zu betonen, scheint notwendig zu sein, will es doch bisweilen dünken, als hätten auch Katholiken und selbst Priester diese Wahrheit und die Ewigkeit als Endzustand vergessen, und als wäre ihnen das achtfache Selig der Bergpredigt zur Unwahrheit geworden. Woher denn sonst der Zweifel, ob wir durch Christus wirklich erlöst seien? Den Bann der Erbsünde nahm Christus; manche Folgen der Erbsünde aber ließ er bestehen. Mögen wir noch so viele soziale Maßnahmen treffen, immer wird es wahr bleiben: „Die Erde sei verflucht ob deiner Tat; mit vieler Arbeit sollst du dich von ihr nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll sie dir tragen“ (1 Mos 3, 17) und: „Ich will die Beschwerden deiner Schwangerschaften vervielfältigen, mit Schmerzen sollst du Kinder gebären“ (1 Mos 3, 16). Dieses Gesetz bleibt bis zum Ende der Welt in Kraft. Gott will uns jetzt gar nicht von allen Erdenleiden erlösen, sondern durch sie. Haben wir doch vor dem Vorwurf „Vertrösten aufs Jenseits“ keine Angst, sagt doch auch Christus erst vom Jüngsten Tage: „Wenn das einzutreten beginnt, dann richtet euch auf und erhebt euer Haupt: eure Erlösung naht“ (Lk 21, 28).

Auch ist es nicht so, als ob die Entwicklung der Menschheit und Christenheit in gerade aufsteigender Linie stets höher vorangehen solle. Wie keine Eiche über sich selbst hinauswächst, wie jede Frucht von ihr wieder von unten anzufangen hat und beim Wachstum dieselben Wechselfälle erlebt: Frost, Dürre, Hagelschlag und Wurmfraß, so ist es auch bei uns Menschen. Jeder einzelne hat mit dem Christentum neu zu beginnen, sich gegen die alten Lebenszerstörer neu zu behaupten. Jeder erleidet Niederlagen, fällt wieder in Sünden. Und wie beim Einzelmenschen, so ist es im großen Rahmen auch bei den

einzelnen Völkern und Kulturen. Das Wort „So schlecht wie heute war es noch nie“, sprechen Sittenprediger jederzeit — ein Zeichen, daß es auf Kurzsichtigkeit beruht.

Gott will, daß Drangsale bleiben, und auch die Quellen der Sünde läßt er weiter sprudeln, da er sie doch ein- für allemal hätte zuschütten können. So werden auch wir restlose Verdrängung aller Irrtümer und Übel nicht fertigbringen. Aber vergessen wir nicht: Gott weiß alles Übel und alle Sünden wieder als Bausteine zu seinem Weltenbau zu benützen. So dient es doch wieder dem Guten; und da Gott das sieht, bewahrt er bei allem die Ruhe, indessen wir von unserem Eintagsfliegen-Standpunkte aus nur die augenblickliche Schürzung des Knotens schauen und — am Sinn der Weit und am Erfolg des Werkes Christi zweifeln möchten. Ist denn wohl ein schönes Gemälde möglich ohne Schatten? Ein rechtes Drama ohne Leidenschaft und Kampf? Ein reges Naturleben ohne Wechsel von Tag und Nacht, Sonnenschein und Regen, Frühling und Winter? Und wo bliebe im Menschenleben der Rhythmus ohne Gegensätze? Ohne Auf und Nieder?

Aber die Niederlagen der Kirche und die verlorenen Seelen! Sieht Gott sie nicht ebenso gut wie wir? Und doch läßt er sie zu! Wollen wir uns mehr Einsicht und Herz zuschreiben als ihm? Hieße das nicht, uns Gott vorziehen? Ist sein Wille nicht der heiligste von allen? Und läßt er darum auch manches, das uns unverständlich und hart erscheinen will, zu, so vertrauen wir nur: es steht im Einklang mit der höchsten Weisheit und Güte. Was wollen wir also Gottes Walten nach unserem kleinen Verstande lenken und nach unserem kleinen Willen beugen? Und was belasten wir uns mit Trauer und Sorge, da Gott ruhig bleibt? Ihm obliegt doch die erste Sorge für die Welt, hat er sie doch geschaffen! Und er ist seines Sieges gewiß. „Drum fürchten wir uns nicht, wenn auch die Erde wankt; wenn auch die Berge jäh im Meer versinken . . . Des Stromes Wogendrang erfreut die Gottesstadt, geheiligt hat der Höchste seine Wohnung. In ihrer Mitte

wohnet Gott, drum wankt sie nimmer“ (Ps. 45, 3. 5. 6).

Erheben wir doch nicht den Anspruch, daß Gott die Welt so lenke, wie es *uns* gut scheint, und daß er die Wege geht, die wir für die rechten halten! In der Ewigkeit werden wir schon erkennen, wie er alles recht gemacht hat, und mit den Seligen bekennen müssen: „Groß und wunderbar sind deine Werke Herr, allmächtiger Gott; gerecht und wahrhaftig deine Wege“ (Off 15, 3).

Daß wir mehr wollen als Gott, daß wir, was er will, schneller und auf uns allein richtig scheinenden Wegen herbeiführen wollen — das ist für viele der Hauptgrund ihres Unmutes. Daß auch Eifersucht, Ehrgeiz und Scheel-sucht im Spiel sein kann, will ich gar nicht erwähnen.

Wollen wir uns die *suavitas* erwerben, müssen wir also zunächst unser Temperament, unser Ungestüm zügeln. Uns nicht maßlos Arbeiten aufhäufen, sondern eine kluge Auswahl treffen und uns nie mit Hast in die Arbeit stürzen, sondern vorher in Ruhe sammeln. Auch müssen wir es verstehen, Pausen zu machen und uns zeitweilig zu entspannen.

Da vielfach Verdrossenheit aus ungeordneter Eigenliebe, aus Herrschaftsucht, Hochmut, dem Drang, sich von niemand übertreffen zu lassen, entspringt, ist öftere genaue Prüfung unserer Absichten und Ertötung der selbstschen erforderlich. *Quare tristis es, anima mea?* Wer mit der Laterne diese Frage in seine Herzenskammer ehrlich hineinleuchtet, wird nicht selten ein ganzes Lager von ungeordneten Neigungen entdecken.

Lassen wir sodann in unserer eigenen Aszese nicht die lichten Seiten vermissen! Manche sind darum so herb und streng, weil sie in Betrachtungen sich selbst nur an Gottes Strenge und Strafgericht nähren. Führten sie sich mehr die lichte *suavitas* Gottes vor Augen, und verkehrten sie mehr mit der in kindlicher Zutraulichkeit, pflegten sie mehr das Gebet der liebenden Vereinigung, anstatt sich einseitig mit Haß gegen eigene Fehler zu erfüllen und zum Kampfe gegen die schlechte Welt zu

rüsten, würde von selbst Milde und Güte von Gott her in ihre Seele überfließen und sich ihnen der Ruf entwinden: „Gustate et videte, quoniam suavis est Dominus“ (Ps. 33, 9)! Ganz besonders notwendig ist häufige Flucht zum stillen Gotteshain solchen, die viel in Kampfgetöse verwickelt werden.

Da, wie wir sahen, aber wohl der Hauptgrund unserer Ungeduld das Vordrängen unserer Einsicht und unseres Wollens vor denen Gottes ist, tut nichts so not, als daß wir uns unseres Ichs begeben, uns von allem Selbstischen loslösen und nur eins begehrn: „Herr, nicht unser, sondern dein Wille geschehe!“

Am Flusse Chobar weilend, schaute Ezechiel hoch in der Luft eine mächtige Wolke, von wirbelndem Feuer- und Lichtglanz umleuchtet, von mächtigen Rädern getragen, vom Sturmwind getrieben. Darin schaute er vier Wesen, menschenähnlich, doch mit Flügeln versehen. Sie schritten in mitten des Wolkengebildes einher, doch in strenger Ordnung: „Ein jedes von ihnen ging gerade vor sich hin; *wohin sie der Geist zu gehen trieb*, dahin gingen sie, und sie wendeten sich nicht um im Gehen“ (Ez 1, 12). „Wenn die Wesen gingen, gingen auch die Räder neben ihnen, und wenn die Wesen sich vom Boden erhoben, erhoben sich auch die Räder . . . und wenn jene standen, so standen auch sie“ (Ez 1, 19. 21). Geleitet wurde das ganze Gebilde von einer hoch über ihm tönenden Stimme. „Denn wenn eine Stimme über dem Firmamente, das über ihren Häuptern war, erschallte, standen sie still und ließen ihre Flügel herabsinken“ (Ez 1, 25).

Dieses Wolkengefährt — es ist nach vielen Auslegern das Gefährt der Vorsehung. Majestatisch schreitet es durch die Welt, von gewaltigen Kräften getragen. In seinem Innern birgt es menschen- und engelhafte Wesen, berufene Mitarbeiter bei dem Weltenplane Gottes. Sie gehen hin und her, setzen die Räder in Bewegung, aber sie gehen **nur** dahin, wohin der Geist sie treibt. Sie wirken, nur so viel und so lange, wie der Geist es wünscht. Und ergeht vom Herrn des Firmamentes der Befehl „Halt“, senken

sich ihre Flügel und sie und die Räder stehen still. Draußen fegt der Sturm, rollen Donner, zucken Blitze, hier im Innern vollzieht sich alles in Ruhe und Ordnung.

So schreitet das Gefährt der Vorsehung von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert machtvoll durch die Welt und benützt uns als Mitwirker in seinem Schoß. Rege Tätigkeit sei unser Ziel, aber eine Tätigkeit nur im Rahmen des ganzen Planes. Ruft der Geist: „Gehet!“, so schreiten wir voran. Ruft er: „Halt!“, so senken auch wir dann unsere Flügel. Immer unsere Wünsche an Gottes Plänen messend, immer uns lassend, „damit Gott alles in allem sei“ (1 Kor 15, 28). Attingit a fine usque ad finem fortiter et disponit omnia suaviter.

Ehrfurcht und Erziehung.

Von *Viktor Cathrein S. J.*

Man hört heute oft bittere Klagen, daß die Jugend keine Ehrfurcht mehr kenne. Die Eltern, die Lehrer und Vorgesetzten klagen darüber. Gewiß sind diese Klagen nur zu berechtigt. Ehrfurchtslosigkeit kennzeichnet einen nicht unbeträchtlichen Teil unserer Jugend.

Wir möchten aber diejenigen, welche diese Klagen erheben, fragen: Seid ihr nicht selbst schuld an dieser Ehrfurchtslosigkeit der Jugend? Wie steht es mit eurer eigenen Ehrfurcht? Wer andern Ehrfurcht beibringen will, muß sie selber haben. Niemand gibt, was er nicht hat. Ein ausgetrockneter Brunnen kann kein Wasser liefern.

Nicht bei der Jugend liegt die Quelle dieses Mangels, sondern bei den Erwachsenen selbst. Klagt man denn nicht allgemein, daß alle Ehrfurcht geschwunden ist? Jeder will zwar selbst mit Ehrfurcht behandelt werden, aber ist dieses Verlangen berechtigt, wenn man selbst keine Ehrfurcht vor andern hat? Der Mangel an Ehrfurcht ist überhaupt ein Grundübel unseres heutigen Geschlechtes, und dieses Übel ist die ganz notwendige Folge der *Gottentfremdung*, der heute weite Kreise verfallen sind. *Denn die Ehrfurcht vor Gott ist die einzige Quelle wahrer Ehrfurcht vor den Menschen.*

Der protestantische Philosoph *Rudolf Eucken* schrieb einmal:¹⁾ „Der Katholik verwirft die Überschätzung des

¹⁾ Tägliche Rundschau 1918, Unterhaltungsblatt Nr. 253.